Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 28 (1938)
Heft: 23

Artikel: Das Recht zu leben [Fortsetzung]
Autor: Wolff, Ludwig
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-642332

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das Recht zu leben

Von LUDWIG WOLFF

10. Fortsetzung.

„Und dennoch ist dieser auf Herz und Nieren geprüfte Mann schlauer als Ali und steckt das Geld in seine eigene Tasche?" Er begann fröhlich zu lachen. „Nein, meine Liebe, das ist ein schlechter Scherz Alis. Um uns zu betrügen, hätte er sich schon eine raffiniertere Geschichte ausdenken müssen. Warum hat er das Flugzeug nicht abstürzen und das Geld von falschen Zollbeamten konfiszieren lassen? Das wäre doch viel plausibler gewesen als die blödsinnige Romanze von dem schlauen Baron, der das Geld für sich behält. Nein, mein schönes Kind, solche Pillen schluckt der alte Heliopoulos nicht."

„Sie tun ihm unrecht. Er ist vielleicht nicht vorsichtig genug gewesen, aber niemals, hören Sie, Heliopoulos, niemals wird er Sie bestehlen."

„So sicher sind Sie seiner?

„Ich bin seiner so sicher, daß ich Ihnen den Schaden ersetzen werde, falls sich die Sache nicht aufklärt."

„Behalten Sie Ihr Geld", rief er mürrisch. „Sie werden es selber brauchen."

Sie machte Licht und sagte:

„Wollen Sie nicht mit Ali sprechen? Ich werde ihn anrufen. Er kann Ihnen alle Aufklärungen geben, die Sie wünschen."

„Ich habe mit Ali nichts zu verhandeln. Sagen Sie ihm, wenn Sie wollen, daß es unfair ist, Kameraden zu bestehlen."

„Ali ist kein Dieb!" schrie sie erbittert.

„Gut, dann sagen Sie ihm, daß ich ihn in vier Tagen in Paris erwarte. Er soll mir das Geld bringen, und damit ist die Sache erledigt. Wenn er nicht kommt —"

Mira hob den Arm.

„Keine Drohung, Heliopoulos! Hier ist niemand, der Sie fürchtet. Ali wird kommen, darauf können Sie sich verlassen. Und wenn ich Ihnen einen guten Rat geben darf, hüten Sie sich, Ali des Diebstahls zu bezichtigen."

Er lächelte ironisch.

„Vielen Dank, Mira. Da ich eine ängstliche Natur bin, werde ich Ihren guten Rat gewiß befolgen." Er sah auf die Uhr und erhob sich. „Jetzt will ich Sie aber nicht länger stören, meine Liebe."

Sie hatte plötzlich Furcht vor seiner geschmeidigen Höflichkeit.

„Sie stören durchaus nicht, Heliopoulos. Ich habe nichts vor. Sie können ruhig noch bleiben."

Er trat so nahe an sie heran, daß sie seinen heißen Atem spürte.

„Auch bis morgen früh?"

„Aber selbstverständlich", antwortete sie, ihren Ekel überwindend, „ich habe zwei Gastzimmer."

Er gewann sofort seine Haltung wieder.

„Wie schade, daß ich nach Monte Carlo fahren muß! Aber das Geschäft geht vor. Auf Wiedersehen, meine Liebe."

Als Heliopoulos den Salon verlassen hatte, trat Mira zum Fenster und sah nachdenklich dem wegfahrenden Wagen nach. Dann kehrte sie in ihr Zimmer zurück und rief Berlin an.

18. Kapitel.

Niemals hatte Dieten eine stärkere Todessehnsucht gehabt als während der Fahrt von Zürich nach Berlin. Es war nicht mehr zu unterscheiden, ob sie im Recht war oder Peter, aber sie konnte nicht daran zweifeln, daß sie ihren Mann verloren hatte. Das Leben war zu Ende. Als letzter Ausweg blieb der Tod übrig. Aber entband der Tod von allen Verpflichtungen? Gab es nicht einen Mann Keridan, der ihr unbedingtes Vertrauen geschenkt hatte? Hatte sie nicht versprochen, zurückzukehren, wenn ihre Aufgabe mißglückte? Mußte sie nicht bezahlen, wenn der Schuldner die Zahlung verweigerte? Aber womit konnte sie bezahlen? So oft sie daran dachte, begann sie vor Angst zu frieren.

Aber wenn sie jetzt aus dem fahrenden Zug sprang, war es nicht mehr als die feige Flucht aller Bankerotteure. Wer die Verantwortung nicht auf sich nehmen wollte, stürzte sich dem Tod in die Arme. Wenn jetzt der Zug entgleiste oder mit einem andern zusammenstieß, dann war es ein Ende, ersehnt und willkommen, aber freiwillig dem Leben zu entlaufen, war würdelos. Dieten erschien sich mit einemmal so unwichtig und bedeutungslos, daß es ganz gleichgültig war, was mit ihr geschah. Sie war ein winzig kleines Lebewesen, das den Weg zu gehen hatte, der ihm vom Anfang aller Zeiten her vorgezeichnet war. Wenn es dem Schicksal Freude machte, sie zu demütigen und in den Schmutz zu stoßen, bitte, sie war bereit, den Kopf hinzuhalten. Dieses stumpfe Gefühl des Sichfallenlassens und der Selbstentäußerung wurde stärker als die Todessehnsucht und schläferte wie ein Narkotikum das Gehirn ein.

Als Dieten in Berlin ankam, fuhr sie geradenwegs nach Dahlem. Sie läutete an und wurde von Gesine empfangen, die ehrerbietig grüßte.

„Guten Tag, Gesine. Ist Herr Keridan zu Hause?"

„Nein, gnädige Frau, aber Herr Keridan kommt zum Abendessen nach Haus. Er hat angerufen."

Dieten trat in die Halle, die ihr wunderlich vertraut erschien.

„Ich werde auf Herrn Keridan warten, Gesine."

„Ihr Zimmer ist für Sie vorbereitet, gnädige Frau."

Dieten blickte das Mädchen an und fühlte, daß sie langsam errötete.

„Mein Zimmer?" fragte sie mit einer matten Stimme. Was dachte das Mädchen aus Eckernförde von ihr? Hielt es sie für die Geliebte Keridans und fand nichts dabei?

„Sie kennen es ja, gnädige Frau."

„Natürlich, Gesine." Sie schämte sich ihrer Verlegenheit. „Aber sagten Sie nicht, daß das Zimmer für mich vorbereitet sei?"

„Jawohl, gnädige Frau. Herr Keridan hat angerufen und mich beauftragt, das Zimmer instandzusetzen, weil Sie wahrscheinlich heute abend ankommen würden, gnädige Frau."

Wieso konnte Keridan wissen, daß sie heute kommen würde? Im nächsten Augenblick fiel ihr ein, daß er offenbar von seiner Schwester erfahren hatte, daß das Geld nicht abgeliefert worden war. Sie fühlte eine große Erleichterung, weil sie Keridans Vertrauen nicht enttäuscht hatte, und weil er schon wußte, daß ihre Mission gescheitert war.

„Ich werde hier warten", sagte sie fast unfreundlich.

Gesine zog sich zurück.

Dieten saß zusammengekauert da und wartete angstvoll auf den Mann, der ihr Schicksal in seinen Händen hielt.

Um sieben Uhr kam Keridan. Als er die Halle betrat, stand Dieten sofort auf und suchte seinen Blick.

„Sie haben recht getan, Herr Keridan", stammelte sie befangen. „Geld ist stärker als Liebe."

„Um diese Weisheit heimzubringen, hätten Sie nicht nach der Schweiz zu fahren brauchen."

Sein Gesicht war düster und drohend.

„Ich habe alles versucht, Herr Keridan —"

Er fiel ihr ins Wort.

„Die Frauen wollen immer klüger sein als wir. Habe ich Ihnen nicht vorausgesagt, daß Sie das Geld nur mit List oder Gewalt herausbekommen können?" Sie nickte schweigend. „Aber Sie mit Ihrer lächerlichen Liebe! Haben Sie ernstlich geglaubt, daß Sie mit Ihrem Arsenal von Reizen nur zu erscheinen brauchen, damit das geblendete Männchen reumütig das Geld zurückgebe?"

„Ja, das habe ich geglaubt", antwortete sie, beschämt von der Art, in der er zu ihr sprach.

Fortsetzung auf Seite 561.

(Fortsetzung v. S. 552, „Das Recht zu leben")

„Das Selbstbewußtsein der Frauen ist phantastisch!" rief er wütend. „Ich möchte nur wissen, worauf sich die Weiber so viel einbilden. Können Sie mir das vielleicht sagen?"

„Nein, das kann ich Ihnen nicht sagen, Herr Keridan."

„Bitte, machen Sie kein beleidigtes Gesicht! Das vertrage ich nicht." Er ging ungeduldig durch die Halle. „Warum stehen Sie? Nehmen Sie Platz, gnädige Frau."

Sie blieb stehen und sah ihn an.

„Na, und was hat der Herr Dieb gesagt?"

Ein Zittern lief durch ihren Körper.

„Der Herr Dieb hat gesagt, daß Sie die Augen eines entflohenen Bagnosträflings haben und daß es sich um erschwindeltes Geld handle, das er niemals zurückgeben werde."

Keridan lächelte angestrengt.

„Sieh mal einer an! Die Gentlemen-Diebe entlasten ihr Gewissen mit psychologischen Mätzchen." Er suchte Dietens Blick. „Sagen Sie, Frau Hollbruch, es würde mich interessieren, teilen auch Sie die Meinung Ihres Mannes?"

Er stand ganz nahe vor ihr und hielt ihren Blick fest.

Sie wehrte sich gegen die Schwäche, die sie überfiel, und sagte tapfer:

„Ja, Herr Keridan."

Er war so verblüfft, daß er vergaß, sein Erstaunen zu verbergen.

„Warum sind Sie denn zurückgekommen, Frau Hollbruch?"

„Weil ich Ihnen versprochen habe, zurückzukehren, wenn ich das Geld nicht herausbekäme. Ich halte mein Wort, Herr Keridan."

„Ich bin erschüttert", antwortete er ironisch. „Jetzt möchte ich noch wissen, warum Sie Ihren Mann dazu überreden wollten, das Geld herauszugeben, wenn auch Sie seiner Meinung sind, daß es sich um erschwindeltes Geld handle, das man einem entflohenen Bagno-Sträfling stahl."

„Wollen Sie das wirklich wissen?"

„Es könnte mich interessieren."

„Dann will ich es Ihnen sagen." Sie hob die Stimme. „Weil ich es schmachvoll finde, einem Mann wie Keridan das Geld wegzunehmen."

Sein Gesicht wurde heiter.

„Dabei kann ich mir denken, was ich will, nicht wahr?" Er setzte sich nieder und betrachtete Dieten mit schamlosen Blicken. „Sie sind tatsächlich eine nette Frau. Ich kann eigentlich den Herrn Gemahl nicht begreifen, der Sie so leichten Herzens abziehen ließ."

„Das war ein Mißverständnis."

„Welcher Art?"

„Mein Mann war überzeugt davon, daß ich in Sie verliebt sei."

„Eine bequeme Ausrede." Er stand jählings auf. „Aber genug der neckischen Spiele!" Seine Augen flackerten. „Was soll jetzt geschehen, Frau Hollbruch?"

„Ich werde die Schuld bezahlen."

Er sah sie an, als fürchtete er, sie habe den Verstand verloren.

„Wie wollen Sie bezahlen?"

Sie neigte den Kopf.

„Mit meiner Person, Herr Keridan."

Er lachte so grell auf, daß sie zusammenfuhr.

„Sie glauben doch nicht im Ernst, daß Sie 800 000 Schweizerfranken wert sind?"

Sie richtete sich auf und sagte voll Stolz:

„Ich bin viel mehr wert, Herr Keridan."

„Es gibt keine Frau, für die man heute 800 000 Schweizerfranken bezahlt. Diese Idee schlagen Sie sich gefälligst aus Ihrem hübschen Köpfchen." Er betrachtete sie mißtrauisch. „Sie sind doch hoffentlich nicht in mich verliebt? Das wäre ein Unglück für Sie. In einen Mann mit Sträflingsaugen verliebt man sich nicht."

Sie wurde so schwach, daß sie sich niedersetzen mußte. Die Demütigung war zu groß gewesen.

Keridan beachtete sie nicht, so sehr war er mit seinen Sorgen beschäftigt, die ihm fast den Atem nahmen. Heliopoulos war ein gefährlicher Gegner, der Rücksichten und Bedenken nicht kannte. Die vier Tage, die Heliopoulos bewilligt hatte, waren nicht mehr als eine Galgenfrist. Keridan sah keinen Ausweg.

Gesine trat ein und meldete, daß das Abendessen bereit sei.

„Ich möchte nur eine Tasse Tee trinken", sagte Dieten leise. „Ich kann nicht essen."

„Bringen Sie für die gnädige Frau Tee", befahl Keridan mit einer gehässigen Stimme.

Es war eine freudlose Mahlzeit. Keridan aß nur ein paar Bissen, und Dieten schluckte den Tee, als wäre er die bitterste Arznei.

„Ich bin ein verlorener Mann", erklärte Keridan, als schlösse er eine lange Gedankenreihe ab. „Sie haben mich zugrunde gerichtet, Frau Hollbruch."

Die verzweifelte Ruhe, mit der er das sagte, griff Dieten ans Herz.

„Sie dürfen nicht den Mut verlieren, Herr Keridan", entgegnete sie schüchtern. „Es wird noch alles gut werden."

Er blickte sie höhnisch an.

„Denken Sie sich etwas dabei, wenn Sie so etwas sagen?"

Sie schwieg.

„Warum essen Sie nichts?" schrie er plötzlich. „Wollen Sie Mitleid erregen? Spielen Sie jetzt die Rolle der schwachen Frau, die brutalisiert wird?" Sie sah ihm in die Augen. „Aber machen Sie, was Sie wollen!" Er wartete einige Minuten, dann stand er jäh auf. „Wenn es Ihnen recht ist, werden wir die Tafel aufheben."

Sie erhob sich gehorsam und folgte Keridan in die Halle.

Er forderte sie auf, Platz zu nehmen, zündete sich eine Zigarette an und begann ruhelos auf- und abzugehen, bis Gesine den Kaffee servierte.

„Sie wissen nicht, was Ihr Mann mit dem Geld gemacht hat?"

„Das weiß ich nicht, Herr Keridan."

„Es ist auch egal."

Er starrte in die Luft und sprach nicht mehr.

Dieten saß ihm gegenüber, aber sie hatte nicht das Gefühl, körperlich anwesend zu sein. Sie hörte ihr Herz schlagen, aber es war wie das mechanische Ticken eines Uhrwerks. Ihr Kopf war eine dünnwandige Glaskugel, die lose auf dem Hals saß. Die Hände schienen kunstvolle Wachsgebilde zu sein, die regungslos in ihrem Schoß lagen.

Vielleicht wußte Mira Rat, überlegte Keridan. Wenn Mira sich entschließen könnte, Heliopoulos zu heiraten, wäre alles gerettet, aber niemals würde sie dieses Opfer bringen, und niemals würde er dieses Opfer annehmen. Vielleicht hatte Mira mehr Geld, als er ahnte. Vielleicht war sie bereit, die Sache zu ordnen. Aber es hatte wenig Sinn, diese Fragen beantworten zu wollen. Morgen abend, wenn er mit Mira gesprochen haben würde, würde er wissen, woran er war.

Er stand auf und sah unschlüssig Dieten an. Sie erwachte sofort aus ihrer Betäubung, tastete in das Leben zurück und fragte unterwürfig:

„Was geschieht mit mir?"

„Wie soll ich das wissen? Warum fragen Sie mich?"

„Sie sind mein Herr. Sie können über mich verfügen."

„Wir wollen hier kein romantisches Theater aufführen", rief er ärgerlich. „Ich bin der bestohlene Idiot, und Sie sind die opferbereite Diebin, das ist alles."

Sie ertrug gleichmütig die Beschimpfung und fragte von neuem:

„Was habe ich zu tun?" Er zuckte mit den Achseln. „Muß ich hierbleiben oder darf ich gehen?"

„Machen Sie, was Sie wollen!"

„Danke, dann will ich natürlich gehen."

„Bitte. Sie müssen nur in den nächsten Tagen für mich erreichbar sein. Ich brauche Sie vielleicht als Zeugin."

„Ich stehe jederzeit zu Ihrer Verfügung, Herr Keridan."

„Ich nehme an, daß Sie nach Ihrer Wohnung in der Innsbruckerstraße gehen."

„Nein, dorthin kann ich nicht gehen. Der Mietskontrakt ist abgelaufen."

Er sah sie nachdenklich an.

„Wo wollen Sie übernachten?"

„In irgendeinem Hotel."

„Da können Sie ebensogut hier schlafen. Ihr Zimmer ist bereit."

„Wie Sie befehlen, Herr Keridan."

Er wurde blaß vor Zorn.

„Ich befehle gar nichts. Es ist mir gleichgültig, ob Sie hier übernachten oder anderswo. Ich fahre morgen nach München, um mit meiner Schwester zusammenzutreffen, und bin am nächsten Tag wieder zurück. Falls Sie nicht hierbleiben wollen, möchte ich Sie bitten, übermorgen abend herzukommen."

„Ich bleibe hier", antwortete Dieten, immer noch beherrscht von der Idee, ein Opfer bringen zu wollen, das nicht angenommen wurde.

„Gute Nacht, Frau Hollbruch", sagte Keridan und gab ihr die Hand.

Fortsetzung folgt.

Dorfglocken

Wir haben mancherlei Geläut in unserm Dorfe . . .
Da ist die Ladenglocke, die beim Krämer geht,
Und dann das Klingen unsrer Herdenglocken,
Das mir der Wind in meine Stube weht . . .

Zuweilen muß ich auch ans Fenster treten,
Zu hören, was es Neues gibt im Ort,
Weil mit der Messingglocke von gewicht'ger Größe
Gemeindediener Kaspar eingeleitet hat sein Wort:

Da ist ein Ball beim Ochsenwirt im Dorfe,
Da hat die Feuerwehr heut' abend um halb neun
Pünktlich am Spritzenhaus zur Uebung
In ihrem gold'nen Helm zu sein . . .

Da ist ein Kind, das auf dem Weg zum Krämer
Zwei Franken aus der kleinen Hand verlor . . .
Und alles dies liest unser alter Kaspar,
Nachdem er fest geläutet, vor . . .

Vergessen will ich endlich nicht die Glocke,
Die in dem Turme unsrer kleinen Kirche schwingt,
Die mit den Lerchen über unsern Feldern
Mit nimmermüder Stimme um die Wette singt . . .

Hans Gäfgen.

Leben . . .

Von Frank Drey.

„Sie müssen sich darüber klar sein", sagte Harvey Bannister, während er sorgfältig Tabak in seine Pfeife stopfte, „daß es eine außergewöhnliche Stelle ist, die wir Ihnen anbieten, Miß Brett. Gleichzeitig ist aber eine Bedingung daran geknüpft, und deshalb dachte ich, es wäre besser, wenn Sie zu mir kommen, damit wir den Fall in Ruhe besprechen. Sie müssen sich nicht gleich entscheiden."

Primrose Brett sah ihren Arbeitgeber ernst an und fragte: „Und welches ist die Bedingung, Mr. Bannister?"

„Daß Sie auf eine Klausel eingehen, die sich im Vertrag befindet. Sie enthält die Bedingung, daß Sie in den nächsten zehn Jahren nicht heiraten. Es ist eine verantwortungsvolle Stelle, und wir müssen jemand finden, der sich nur dieser Arbeit widmet."

Primrose wußte, daß es der Glücksfall war, auf den sie gewartet hatte. Aber in Gedanken sah sie Robin Clelland und hörte seine eindringliche Stimme, als er ihr von sich, von seiner Familie und seinem Ehrgeiz erzählt hatte. Er war Flieger und hatte den Ehrgeiz, einen Weltrekord aufzustellen.

Mit einem kleinen Seufzer antwortete sie: „Das verlangt sorgfältige Ueberlegung. Zehn Jahre sind eine lange Zeit, Mr. Bannister."

„Einverstanden", erklärte Mr. Bannister, „ich will Ihnen eine Woche Bedenkzeit geben. Aber vergessen Sie nicht, daß, wenn Sie ablehnen, das große Los Ihres Lebenss versäumt ist — und das Glück nicht wiederkommt, Miß Brett. Lassen Sie es sich von jemand gesagt sein, der weiß, daß Romantik die Dauer eines Regenbogens hat! Es ist eine schöne Summe Geld, die Sie als Geschäftsleiterin verdienen können."

In weniger als zwei Stunden war Primrose Brett wieder daheim in ihrer kleinen ruhigen Zweizimmerwohnung. Es war heiß, und sie öffnete die großen Fenstertüren, die auf den schmalen Balkon hinausgingen, der um das ganze Haus herumlief. Es war gerade Platz genug darauf für einen kleinen Tisch und für einen Sessel, von dem aus man seine Nachbarn auf der andern Seite der vergitterten Scheidewand hören konnte.

„Ich dachte, Darling", sagte das Mädchen von nebenan, als Primrose in den Sessel sank, „daß wir, wenn ich das Geschirr gewaschen habe, in den Park gehen wollen . . ., das heißt, wenn du dich wohler fühlst. Schließlich, Roger, hat es nicht viel Sinn, sich über Brücken den Kopf zu zerbrechen, die man vielleicht nie betreten wird. Denken wir an die Gegenwart . . . die Zukunft wird sich schon von selbst entwickeln."

Rogers Antwort war nicht zu verstehen.

Oft, seit Primrose in dieser Wohnung lebte, hatte sie sich das Paar jenseit der Scheidewand vorzustellen versucht. Man begegnete den Menschen nicht, die auf dieser Seite des Hauses wohnten, sie hatten einen andern Eingang und eine andre Treppe.

Roger war, wie sie aus Bruchstücken des Gesprächs entnommen hatte, seit einiger Zeit nicht wohl und sein Leben schien voller Schwierigkeiten zu sein. Aber das Mädel, das er geheiratet hatte, versuchte, alle Dinge von der heitern Seite zu nehmen. Sie sang, während sie aufräumte und mit den Teeschalen klirrte. Ihre frohe Art war ein Beispiel dafür, wie man das Leben meistern konnte, wenn man nur wollte.

Und der Mut dieses Mädchens in der Nachbarwohnung wirkte wie ein Talisman, wie eine frohe Botschaft auf Primrose. Als sie später an diesem Abend in einem kleinen Restaurant mit Robin zusammensaß und ihm zuhörte, wußte sie, wie sie sich zu entscheiden hatte.

Er sagte: „Und für den Fall, daß mein Unternehmen nicht glückt, Primrose, will ich, daß wir heiraten. Noch bevor der Flug beginnt. Angenommen, es geschieht ein Unglück, dann bist du wenigstens versorgt. Wie denkst du darüber? Hast du den Mut, einen armen Mann zu heiraten . . . und liebst du mich wirklich?"

„Ja, ich liebe dich", antwortete Primrose, „und . . . ich habe den Mut. Ich dachte, meine Stellung wäre das Wichtigste, aber jetzt weiß ich, daß ich töricht war! Ich heirate dich, sobald du nur willst . . ."

Er lachte.

„Ich bin sehr glücklich . . . Wir wollen uns beeilen und werden es noch einrichten, daß wir irgendwo eine Flitterwoche verbringen können. Ich weiß ein kleines Landhaus. Dort werden wir leben. Ein Dienstmädchen für dich läßt sich finden. Ich schenke dir einen kleinen Foxterrier . . . und dann nie mehr an früher denken, Darling."

* * *